

GAVIN EXTENCE

# LIBELLEN IM KOPF



LIMES

ROMAN

Vom  
Autor des  
Bestsellers



Tisch und dachte nach. »Wie gut kennen Sie Ihre Nachbarn?«, fragte ich. Miranda Frost atmete mit hörbarer Verachtung aus. »Wären Sie beispielsweise bestürzt, wenn einer von ihnen sterben würde?«

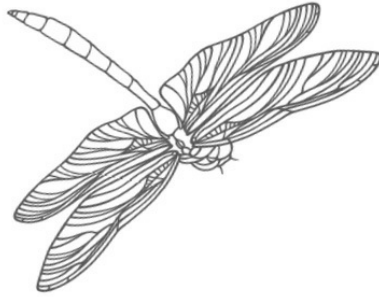
»Ich habe keine Nachbarn, Miss Williams. Ich lebe in einem Cottage meilenweit von allem entfernt. Die Einsamkeit tut mir gut.«

»Mein Nachbar ist gestern Abend gestorben«, platzte ich heraus. »Ich habe die Leiche gefunden.«

»Wie bitte?«

Es gab jetzt keinen Zweifel mehr: Sie lächelte. Zum ersten Mal, seit ich das Haus betreten hatte, zeigte sich Miranda Frost eindeutig interessiert.

»Fahren Sie fort«, sagte sie.



3



## ETWAS ANDERES

Als ich heimkam, kochte ich mir einen Kaffee und hörte mir das Desaster an, zu dem sich mein Exklusivinterview mit Miranda Frost ausgeweitet hatte. Soweit ich das überblicken konnte, hatte ich nichts Brauchbares. Rein gar nichts. Ob ich ihr eine E-Mail schicken und um einen Folgetermin bitten sollte? Selbst wenn sie zustimmte, kam es mir doch ziemlich sinnlos vor. Wer wollte schon etwas über das Weib hinter den Worten wissen? Es waren die Worte, die zählten. Trotzdem, irgendetwas musste ich abliefern. Für meine Verhältnisse war dies ein lukrativer Auftrag. Ich konnte es mir nicht leisten, ihn mir entgleiten zu lassen.

Ich ackerte drei Stunden am Stück an meinem Notebook und suchte nach einem cleveren Ansatz, irgendetwas Postmodernes. *Miranda Frost häppchenweise: ein Interview, das keines ist, mit einer Frau, die Interviews hasst.* Das war eine entsetzliche Idee, die mit jedem unnötigen Wort, das ich hineinpumpte – wie eine aufgeblähte Mücke, die gleich zu blutigem Matsch zerplatzen würde –, noch entsetzlicher wurde.

Ich änderte meinen Kurs. *Mäander Frost: eine Psychoanalyse über das, was die Dichterin verschweigt.*

Das war noch um einiges schlimmer.

Ich schickte eine E-Mail an Jess vom *Observer*, um ihr zu sagen, dass ich bereits mit dem Schreiben angefangen hatte, aber ein paar Tage länger brauchte als geplant – wegen eines Todesfalls im Bekanntenkreis. Als ich das tippte, wusste ich selbst nicht, was ich von dieser Halbwahrheit halten sollte. Einerseits war sie schlau und setzte auf emotionale Manipulation. Andererseits handelte es sich lediglich um eine Art kreativen Denkens, das ich gut gebrauchen konnte, wenn ich dieses »Interview« in etwas Verwertbares umwandeln

wollte.

Mittlerweile war es später Nachmittag, und heute war ich dran mit dem Abendessen. Ich ging also einkaufen, holte Eier, Brot und eingepackten Salat. Daraus zauberte ich ein angebranntes Omelette samt Beilage. Als sehr verspätetes Mittagessen genehmigte ich mir zwei Zigaretten und einen Schokoriegel. Dann setzte ich mich wieder voller Entschlossenheit an mein Notebook. Das Nächste, woran ich mich erinnern konnte, war ein Vorstellungsgespräch für einen PR-Job in Canary Warf. Das Gespräch fand im 101. Stock statt, und weil ich mich nicht um die Wäsche gekümmert hatte, musste ich mir einen Hosenanzug von meiner Schwester ausleihen, der an meinem Körper hing wie ein Kartoffelsack. An meinem Körper, der darunter – aus Gründen, die mir verborgen blieben – splitterfasernackt war.

Als ich zwanzig Minuten vor Becks Rückkehr aufwachte, fühlte ich mich dumpf und dämlich.

Das Essen servierte ich mit einem kräftigen Rioja und einer demütigen Entschuldigung, denn diese Mahlzeit hatte beides nötig. Beck machte gute Miene zum bösen Spiel, aber mir war klar, wenn dieses Essen in Erinnerung blieb, dann aus den falschen Gründen. Er verdiente wahrlich etwas Besseres nach einem Neun-Stunden-Tag im Büro und zwei elenden U-Bahn-Fahrten, obwohl er immer behauptete, er liebe seinen Job und fände die U-Bahn viel erträglicher als ich.

Beck arbeitete für ein digitales Planungsbüro in South Bank, nur ein paar Steinwürfe von Waterloo entfernt. Es war die Art von cooler Technikfirma, die sich Google zum Vorbild genommen hatte. In den Stellenanzeigen standen Sätze wie: *We work hard, we play hard*. Im Büro gab es Zimmer mit Billard- und Pingpong-Tischen, Sitzsäcken und einem Kühlschrank mit Bier – sowie dem stillschweigenden Gesetz, dass niemand diesen Kühlschrank vor 18 Uhr öffnete (es sei denn, es war Freitag oder ein heißer Sommertag). Und soweit ich wusste, gab es in dem Arbeitsbereich nirgends Trennwände. Denn gemäß dem Motto der Firma förderte das eine Atmosphäre voller Kreativität, Zusammenarbeit und gegenseitiger geistiger Befruchtung. Aber wenn man ein wenig Privatsphäre wollte, blieben einem nur die Toiletten oder der Wandschrank. Die Toiletten waren, glaube ich, nicht »offen geschnitten«. Trotzdem, jedes Mal, wenn ich über das Dasein in einem Büro nachdachte – in irgendeinem Büro –, bekam ich Angstzustände. Zwischen einundzwanzig und vierundzwanzig hatte ich es überall in der Innenstadt von London probiert, und ich litt immer noch an etwas wie posttraumatischer Belastungsstörung.

»Also, wie war sie?«, fragte Beck, während wir uns die Highlights unserer jeweiligen Arbeitstage erzählten. An diesem Punkt war das gummiartige Omelette verzehrt, die letzten Salatblätter welkten in der Folie, Wein war nachgeschenkt worden, und im Wohnzimmer stank es nach Bratfett. Sobald man die Pfanne auf den Herd stellte, konnte

man sicher sein, dass sich der Geruch tagelang in unserer Wohnung halten würde.

Ich hatte ihm schon über die Höllenfahrt nach Highbury berichtet, jetzt kamen wir zu der Frau, die an der Pforte zur Unterwelt wartete und die ich mit ein paar Sätzen skizzierte: »Stell dir vor, Miss Havisham und Hannibal Lecter zeugten ein Kind der Liebe«, schloss ich, »gespielt von einer verkaterten Bette Davis.«

»Knackig. Das gefällt mir. Bis auf die Vorstellung von Hannibal Lecter beim Sex. Das Bild braucht keiner in seinem Kopf.«

»Ist mir zwischen Euston Square und Great Portland Street eingefallen. Eine von vielen Ideen, die ich leider nicht verwenden kann.«

»Stimmt.«

»Ich muss mir irgendwas aus den Fingern saugen. Ehrlich, du müsstest dir mal die Aufnahme anhören. Das ist so, als würde man nach einem Zugangslück durch die Wrackteile waten.«

»Hm. Das klingt eigentlich ziemlich interessant.«

»Es ist auch interessant. Vermutlich viel interessanter als der Quatsch, den ich letztendlich zu Papier bringen werde. Aber das ist nicht der Punkt. Das Zeug ist trotzdem nicht verwertbar.«

»Vielleicht würde dir in dieser Beziehung eine zweite Meinung helfen.«

»Hast du schon mal vom Affenkreis gehört?«

Beck starrte mich an, als würde ich plötzlich Suaheli sprechen.

»Wie steht's mit Caborns Zahl? Das ist eigentlich dasselbe, aber das Erste klingt besser. Das ist Wissenschaft«, setzte ich hinzu. »Ich dachte, du hättest vielleicht davon gehört.«

»Habe ich nicht«, versicherte mir Beck.

»Na ja, gut. Im Grundsatz geht es um Primaten. Professor Caborn ist ein Evolutionspsychologe. Er hat Affengehirne untersucht und einen Zusammenhang entdeckt zwischen der Größe des Gehirns und der Größe des sozialen Umfelds des betreffenden Affen. Paviane zum Beispiel leben in Sippen von, sagen wir mal, dreißig Affen und Schimpansen in Sippen von fünfzig und so weiter. Kannst du mir folgen?«

»Ja, je cleverer der Affe, desto mehr Affenfreunde hat er. Worauf willst du hinaus?«

»Immer mit der Ruhe.« Ich trank einen großen Schluck Wein. »Caborns Zahl ist eine theoretische Grenze. Es ist die Anzahl der sozialen Kontakte, mit der ein Affe zurechtkommt, vorbestimmt durch die Größe seines Gehirns. Oder anders formuliert, es ist die maximale Anzahl an Affen, die zusammenleben kann, ohne dass ihre Gemeinschaft instabil wird und zerbricht.«

Beck musterte mich. »Ich bin verwirrt. Was hat das mit Miranda Frost zu tun?«

»Nichts. Ich habe das Thema gewechselt oder bin abgeschweift. Wie auch immer. Das hätte ich vermutlich deutlich machen müssen. Aber lass mich fertig erzählen. Caborns Zahl trifft auch auf Menschen zu. Eigentlich glaube ich, dass es hauptsächlich um

Menschen geht, die Affen hängen da bloß mit dran. Professor Caborn hat eine Grafik erstellt mit den unterschiedlichen Gehirngrößen von Affen auf der einen Achse und der durchschnittlichen Größe ihrer sozialen Gemeinschaften auf der anderen. Und ausgehend von dieser Grafik war er in der Lage, die maximale Größe abzuleiten, die eine menschliche Gemeinschaft haben sollte – oder kann –, ehe sie in Stücke bricht. Die Zahl liegt bei etwa hundertfünfzig. Menschen können bis zu einhundertfünfzig sinnvolle soziale Kontakte pflegen, aber nicht mehr. Danach ... Ich weiß auch nicht. Unsere Gehirne laufen heiß oder so was in der Art. Sie wurden nicht dafür geschaffen, um mit großen Bevölkerungszahlen fertigzuwerden.«

»Unsere Gehirne laufen heiß?«

»Na ja, im übertragenen Sinne. Glaub mir, das ist seriöse Wissenschaft, untermauert durch eine Menge an Statistiken und Forschungsergebnissen. Wie groß, schätzt du, war die durchschnittliche Größe einer Sippe in der Jäger-und-Sammler-Periode?«

»Ähm – hundertfünfzig?«

»Bingo! Das Gleiche gilt für vorindustrielle Dörfer. Und weißt du, was die Amish machen, wenn ihre Gemeinschaften größer als hundertfünfzig werden?«

»Sie fangen an, sich gegenseitig zu erwürgen?«

»Nicht nötig. Ihre Gemeinschaften teilen sich auf. Das ist Vorschrift. Die Amish haben nämlich gemerkt, dass unterhalb dieser Zahl von hundertfünfzig eine Gesellschaft grundsätzlich stabil ist und funktioniert. Alle kennen einander und sind emotional verbunden. Also gibt es ein natürliches Bedürfnis, einander zu helfen, zusammenzuarbeiten und einander zu vertrauen. Erst wenn die Bevölkerung über Carbons Zahl hinausgeht, kippt die ganze Sache ins Negative. Man fühlt sich anonym in der Gruppe, und es gibt weniger Zusammengehörigkeitsgefühl. Die Moral sinkt. Die Menschen verlieren die Fähigkeit, sich um andere in der Gemeinschaft zu kümmern. Der soziale Kitt bröckelt.«

»Okay, das ist alles sehr interessant ... Und woher kommt dieses plötzliche Interesse an Evolutionspsychologie?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich habe vergangene Nacht darüber gelesen, als ich nicht schlafen konnte. Ich bin im Netz darüber gestolpert, und es kam mir irgendwie passend vor. Du weißt schon, wegen Simon.«

»Simon?« Beck ließ den Namen einen Moment lang in der Luft hängen. »Hier geht es um Simon?«

»Ja. Wir wussten doch gar nichts über ihn. Er war für uns nicht wirklich eine Person, nicht im eigentlichen Sinn des Wortes, nur ein Gesicht, das wir hin und wieder im Hausflur sahen. Wir haben nur wenige Meter voneinander entfernt gelebt, aber nie etwas miteinander zu tun gehabt, und sein Tod war bloß ein leiser Misston in unserem Leben. Er hatte keinerlei emotionale Bedeutung.«

Beck zog eine Grimasse, wie Leute das machen, wenn man ihnen etwas Wahres, aber